

„Stadion schööön“

Nena rennt. Sie macht ihre Sache richtig gut. Ihr Auftritt beginnt mit karibischen Klängen, Schwarz und Weiß singen zusammen, und ihr, der weißen Sängerin gelingt es, ein ganzes Stadion zu animieren. Mit ihrer Musik, ihrer Band, ihrer Haltung und ihren Runden, die sie singend und tanzend durch das Stadion zieht, die Nähe zum Publikum suchend.

Was Nena da gelingt, das ist hohe Professionalität mit einem hoch dosierten Maß an Temperament und Kommunikationsbegeisterung, das ist die Lust an sich selbst durch die anderen und auf die anderen, um auf sich selber verweisen zu können. Nena macht sich zum Star, indem sie, statt Allüren, eine perfekt vorbereitete Inszenierung darbietet – und sich selbst gleich mit.

Die Sängerin macht sich zum überzeugenden Gegenpol jener gigantischen Arena, die am Abend des 31. Juli 2004 unter dem Jubel der Berliner und brandenburgischen Bevölkerung und vielleicht einiger „auswärtiger Gäste“ eröffnet wird. Nach all den Chefs und Hausherren, die der Moderator Johannes B. Kerner zusammen mit Silke Böschen vor das Mikro gezogen hatte – den Bundesinnenminister, den Regierenden Bürgermeister, den obersten Bau-

Herren vor, was es bedeutet, wenn es jemandem wie ihr gelingt, wirklich im Mittelpunkt der Menschen einen Platz zu finden – und nicht nur im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses und der Stadionbühne zu stehen.

Das Stadion, so hieß es, solle der eigentliche Star dieses Abends sein. Und nach diesem Konzept wird denn auch verfahren. Und so landet das Ganze teils in ganz gut „abgefahrenen“, zum Teil aber auch in ganz verfahrenen Situationen.

Während der Arbeit an diesen Zeilen ist am Sonntagmorgen im Hintergrund der Kurzkommentar auf „Info-Radio“ zu hören. Laut Aussage des Sprechers haben das US-Pop-Idol P!nk, Nena und Barenboim "die neue Beschallungsanlage ausgetestet ..." – dieser Satz bringt das hier anzusprechende Thema auf den Punkt: Das Stadion steht im Mittelpunkt, die Architektur und Technik.

Und die Menschen? Wer die Fernsehübertragung gesehen hat, wird diese Frage nicht verstehen. Dort standen immer die Menschen im Vordergrund: Vor der Kamera. Und wenn sie nicht als Position eins im Fokus der Kamera waren, drängten sie sich oftmals mit ihren Gesichtern in die Linse förmlich hinein, die Profis auf der Bühne wie die Laien auf dem Rasen.

Wer aber die Veranstaltung im Stadion erlebte – und zwar auf den Rängen und nicht in den ebenfalls mit Monitoren ausgestatteten VIP-Lounges –, der hatte nur die Möglichkeit, einen Blick auf einen der beiden externen Monitore zu richten, oder aber in das Oval des Stadions selber.

Wie aber ist es möglich, diese Kluft zwischen der Arena und den Tribünen zu überwinden? Nena suchte ganz bewusst diesen Kontakt auch über den Betongraben zwischen beiden mit einem langen ausgestreckten Arm herzustellen. Die Technik aber bot nichts Vergleichbares an.

Alles ging noch so lange gut, solange jeweils eine Person im Zentrum des Geschehens stand: eine Musikerin, ein Interviewpartner, die Moderatoren. Aber wenn dann Gruppen von Menschen in die Arena traten und versuchten, mit dem Publikum zu kommunizieren, ging das ziemlich daneben. Selbst heftiges Winken vermochte da wenig auszurichten. Die Gesten allein waren zu klein, um wirklich als die große Geste wahrgenommen zu werden. Sie mussten schon multipliziert werden, wie durch die Cheerleaders des American Football Teams oder vergrößert, so wie in den aufblasbaren Figuren, durch die die Spieler von Berlin Thunder in überdimensionaler

„Das Stadion ist der Star“: Bei den Dreharbeiten am 10.08.2004 zum Berlin Partner TV-Spot „Berlin 2006. Die Welt zu Gast bei Freunden“.

Gestalt wahrgenommen werden konnten oder verstärkt, indem abschließend der Name des Teams auch zu einem Programmpunkt mit „Donnerhall“ wurde, durch eine aufeinander abgestimmte Nutzung des Soundsystems und der Pyrotechnik. Hier waren Profis

am Werk und das Profil kam an. Einen schalen Nachgeschmack hinterließ dagegen der unvergleichlich größere Aufzug jener Gruppen, die den Karneval der Kulturen im Stadion „nachspielten“. Optisch ein wunderbarer Eindruck – und dann doch niedergewalzt von einer Akustik, die nichts von dieser Vielfalt und Direktheit des Ausdrucks widerspiegelte. Während die Gruppen unten im Oval spielend und tanzend an den Tribünen vorbeizogen, waren im Stadionrund nicht ihre Stimmen und Instrumente zu hören, sondern vorgefertigte Musikkonserven. Die Einzigen, die sich mit ausreichender Watt-Zahl dagegen zur Wehr setzen konnten, waren die Frauen und Männer vom CSD, Christopher Street Day, auf ihren Love-Parade-Trucks.

So kam es, dass all diese Menschen letztendlich nicht aus dem Stadion heraus zu den Menschen auf der Tribüne „sprechen“ konnten, sondern vielmehr als Staffage einer installierten Bühnentechnik und vorprogrammierten Musik auftraten. So schön dieser Auftritt auch gedacht war, zu erleben, wie dieses ehemalige Kleinod Berliner Subkultur durch die Mittel dieses neuen Stadions nicht unterstützt und herausgestellt, sondern quasi unterdrückt wird. Staffage und Status statt Spiele und Seele.

Selbst das abschließende Feuerwerk wurde nicht von Live-Musik begleitet, sondern ebenfalls von einer Konserve – John Lennon in Ehren: Hier hätte etwas anderes passieren müssen. Gut gemeint ist nicht gut genug: Dass sich Daniel Barenboim mit seinem West Eastern Divan Orchestra nicht dazu hergab, mit einer Art von „Feuerwerksmusik“ aufzuspielen, mag ja noch angehen. Aber warum nicht die Blue Man Group? Ach ja: Die waren offensichtlich nur dafür vorgesehen, um als Vorgruppe für den Auftritt von Herta-Manager Dieter Hoeneß alles klar zu machen.

Fotos: Olympia Stadion



Szenen der Eröffnungsfeier vom 31.07.2004.



„das Stadion in Laser, Licht und Pyro“

Dass dann selbst dessen Glatze im blauen Spitzlicht erstrahlen musste – wer's mag, mag's mögen.

Dass aber die Herta-Mannschaft nach den eher schwachen Leistungen des letzten Jahres ausgerechnet in offenen Mercedes Cabrios sitzend ins Stadion gefahren werden musste, passte nur allzu gut in dieses Bild – und wirkte umso peinlicher, nachdem zuvor die Ikonen der „Berliner Lauffeuer“ im Angedenken an die 100-jährige Geschichte des Stadions die Fackel auf der blauen „Laufbahn“ zu Fuß von Station zu Station getragen hatten.

Welch eine Chance wurde da vertan, gerade auch von den Leuten des Mercedes-Marketings. Dass sie ihre Wagen und zugleich die Geschichtsträchtigkeit der Marke mit „ins Spiel“ bringen wollten: keiner, der sich heute noch dieser Vermischung von Spiel und Sponsoring widersetzen würde. Nicht das ist das Problem, sondern es ist erschreckend anzusehen, dass die Verantwortlichen aus ihrem Investment nur so wenig echten Mehrwert schöpfen, etwas, was dem Image ihrer Marke wirklich nachhaltig nützen könnte. Das haben, mit Verlaub gesagt,

die sieben Fallschirmspringer vom Red Bull Acroteam sehr viel besser hinbekommen, selbst wenn sie letztendlich ohne die erleuchteten Magnesiumfackeln ins Stadion eingeflogen sind. Und mit den Livebildern aus der Kamera, die am Helm eines der Springer fixiert war, gelang es sogar, eine gute Brücke zwischen dem Erlebnisraum Tribüne und dem Sitzplatz vor dem Fernseher zu schlagen. Das war gut so.

Wie gut, dass sich kein Sponsor für die „Blitzlicht-Laola-Welle“ gefunden hatte, angekündigt als eine echte Innovation, die noch

Inspektion des Zentralen Medienübergaberaums (v.r.n.l.) Der Autor im Gespräch mit dem „Herrn der Licht-Ringe“: Detlef Reichenbacher, Technischer Leiter der Olympiastadion Berlin GmbH.

niemals zuvor versucht worden sei. Eine so schöne Idee, die Bilder aus dem Stadion in die ganze Welt zu verschicken – das wäre doch ein Thema für den Netzbetreiber und Hauptsponsor Arcor gewesen –, ist so schlecht umgesetzt und damit total verschenkt worden! Und zwar nicht vom Publikum, sondern wegen zumindest eines dramaturgischen Fehlers.

Die Idee war, nach und nach die Blitzlichter von Tausenden von Fotoapparaten aufblitzen zu lassen und zwar derart, dass diese wie eine Art Licht-Feuer-Welle über die Tribünenränge wandern. Das Ganze wurde gut erklärt, mit den „Follow-Me“-Lichtstäben der Blue Man Group vorbereitet und mit einem Laserfeuerwerk unterstützt, aber es scheiterte schließlich daran, dass niemand und nichts da war, um diese Lichtwelle zu koordinieren. So bleibt nach dem Startsignal das ganze Geflicker und Geflacker in der guten Absicht hängen mit Technik etwas nachvollziehen zu können, was ohne diese schon ganz tadellos in diesem Stadion immer wieder geklappt hatte: die Koordination des Publikums untereinander. Von der Abstimmung mit dem Nachbarn bis hin zum Vergnügen aller.

Dabei wäre es so einfach gewesen. Ein „Verfolger“ auf der Center-Bühne hätte gereicht. Selbst ein



„Dirigent“ mit einem Lichtstrahl, der mit diesem nach und nach einmal von Tribünensegment zu Tribünensegment gewandert wäre und so den Zeitpunkt koordiniert hätte, zu dem die Blitzlichter in Aktion zu versetzen sind – und das Ganze hätte geklappt.

Es ist nicht nachvollziehbar, wie bei einer Ansammlung von so viel Kompetenz und Sachverstand, Erfahrung und Einsatzfreude den Machern solche dramaturgischen Patzer unterlaufen konnten. Wahrlich! Schließlich waren sie es, die Zuschauer, die die ganze Chose doch noch zum Guten gewendet haben. Ganz ohne Technik: Bereits „angeturnt“ durch die vorangegangene Text-Bild-Dramaturgie der Blue Man Group standen sie nach der mißlungenen Blitzlichtaktion selber auf und begannen, erneut von der Westkurve aus, eine eigene Laola-Welle auf den Weg zu schicken, nur unter Einsatz ihres eigenen Körpers. Und das gelang. Fast zwei Mal schwappt diese Welle der Freude rund um die Arena – und selbst die Orchestermitglieder vor der Haupttribüne sprangen auf und ab, um diese Bewegung am Leben zu erhalten! Nachdem selbst die Anmoderation des Auftritts von Barenboim und „seinem“ Orchester diese Bewegung nicht zum Verebben

bringen konnte, gelang dies erst durch das Abschalten des Stadionlichtes, so dass keiner den anderen mehr sehen konnte, außer den Auftritt des Maestros vor der noch erleuchteten Rampe vor der Ehrentribüne.

So wurde also auch noch „die Kultur“ auf den Plan gerufen – das einzige Ereignis, von dem der Innenminister Schily am Tage zuvor schon unterrichtet worden war – und die Beschallungsanlage mit klassischer Musik „gestestet“. Die Kultur mit ins Spiel zu bringen, was für eine gute Idee – und was für ein dramaturgisch ungeeigneter Zeitpunkt! Hinzu kam noch zu allem Überfluss, dass dieser Teil des „choreografierten Unterhaltungsvents“ – wie es der Pressezettel nennt – offensichtlich von jemandem in Szene gesetzt wurde, der sich angesichts dieser Töne an seine Sonn- und Feiertage in der katholischen Kirche versetzt gesehen haben musste. Denn ausgerechnet zu dieser Klassik-Einlage wurde das ganze Stadion weihrauchmäßig eingenebelt – anstatt damit bis zum Beginn des abschließenden Teils zu warten, der im Programmzettel als „das Stadion in Laser, Licht und Pyro“ umschrieben worden war.

Dass ein solch „vermilchter“ Sichtbereich beim Einsatz der so recht wirkungslosen Laser-Lichter viel

mehr gebracht hätte, machte dann aber auch nichts mehr aus. Nun hatten endlich die Techniker das Zepter in der Hand und zogen voll vom Leder: mit Lichtwalzen, Pyrotechnik und Musikeppichen.

Hier nun konnte, wie es in der Vorberichterstattung hieß: „das Stadion wirklich zeigen, wo seine Stärken sind“.

Statt Nena live singt jetzt John Lennon „vom Band“ und statt ihrer läuft die eine oder andere Träne der Rührung und der Begeisterung.

„Stadion schööön“! Und die Akrobaten werden noch schön dazu lernen. n

wolf.siegert@iris-media.com